

Stefan Heyne, Rummel 1/Carnival 1, 2005 FOTO: KATALOG/KEHRER VERLAG

Der Status der Fotografie

Der Kunstraum Potsdam zeigt Stefan Heynes Fotografien, in denen die Unschärfe zur Methode wird, unsere Vorstellungen über das Medium selbst wie über unsere Wahrnehmung zu irritieren

VON DOMINIKUS MÜLLER

Eigentlich, so dachte man, sei die Frage, ob man es bei Fotografie nun mit Kunst zu tun hat, schon seit längerem mit einem eindeutigen Ja beantwortet. Allerspätestens seit man dank digitaler Fotografie und Bildbearbeitung eine unendliche Fülle an Möglichkeiten zur Hand hat, Bilder in fotografischer Qualität zu produzieren oder zu manipulieren, schien diese Frage obsolet geworden zu sein. Dem Eindruck, dass die Grenze zwischen Fotografie und Kunst nach wie vor umkämpft zu sein scheint, kann man sich jedoch nicht erwehren, wirft man einen Blick auf die Arbeiten, die der Berliner Künstler Stefan Heyne in seinem Buch

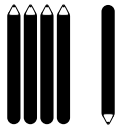
„The Noise“ und der gleichnamigen Ausstellung im Kunstraum Potsdam versammelt hat. Heynes Fotografien bedienen sich dabei einer so simpel wie interessanten Strategie: Sie sind stets „out of focus“, unscharf, dies jedoch genauso und nicht anders gewollt – eindeutig das Resultat strenger Komposition statt des Zufalls. Hier findet man aus Prinzip diffuses Licht und weiche Übergänge statt scharfer Kanten und harten, strengen Schatten. Heynes Buch zeigt Fotografien einer Yacht, von Lampenschirmen, Regalen, schlichten Zimmerecken, aber auch mal von einer Leuchtreklame oder einem Telefon. Doch meist ist es nicht möglich – zumindest nicht ohne den Titel und eine gehörige Portion interpretativen Willens – zu

erkennen, was hier denn nun fotografiert wurde. Diese Unschärfe scheint jedoch auch die Frage zu sezieren, was diese Bilder denn nun sind und was sie wollen: zunächst natürlich eine Auseinandersetzung mit dem Status der Wahrnehmung. Sie lassen ganz bewusst größtmöglichen Interpretationsspielraum auf Seiten des Betrachters und fragen so danach, auf welcher Seite die von der Fotografie doch so gern abgebildete Realität denn nun liegt: irgendwo da draußen in der Welt oder vielleicht doch in der Wirkmächtigkeit der Einbildungs- und Interpretationskraft eines Betrachters? Da sie diesen subjektiven Interpretationsspielraum aber einem Medium einräumen, das seine Eigenständigkeit gerade

daraus bezieht, dank einer standardisierten technischen Vorrichtung vermeintlich objektiv zu sein, spielen Heynes Bilder aber auch auf den Status der Fotografie selbst an: Sie fragen nach deren Vermögen, ein exaktes Abbild dessen zu liefern, was sich vor der Linse befunden hat. Wo Roland Barthes der Fotografie aufgrund ihrer fotochemischen Indexikalität den durchschlagenden und unhintergehbaren Realititseffekt des „Es ist so gewesen“ zuschrieb, evozieren Stefan Heynes Fotografien beim Betrachter eher ein zweifelndes „Was kann das wohl sein?“ Und dieser Zweifel entfaltet seine Wirkung eben auch jenseits der Motivebene: Ist das noch Fotografie? Oder schon Malerei? Die verschwommenen Ge-

genstände lösen sich in der Betrachtung mehr und mehr in geometrische Formen und Farbflecken auf, mit denen sich nach anderen Regeln als denen einer stur technischen Abbildungsapparatur komponieren lässt – eben eher im Sinne der Malerei eines Gerhard Richter und Luc Tuymans, in deren Nähe Gregory G. Knight die Arbeit der Heyneschen Fotografie in seinem Katalogbeitrag rückt, als puristisch-fotografisch à la Alfred Renger-Patzsch oder Karl Blossfeldt. Doch noch einmal zurück zur Frage, was denn diese Bilder eigentlich wollen mit ihrer Betonung der Unschärfe. Denn trotz aller Nähe zu malerischen Verfahren streicht Heynes Arbeit immer wieder ihren fotografischen Entstehungsprozess heraus. Diese starke Betonung des Fotografischen und vor allem dessen kritische Hinterfragung wirkt angesichts eines breitenwirksamen Siegeszugs digitaler Bildproduktion und dem damit einhergehenden Wissen über die Möglichkeiten der Manipulation jedoch fast zu dünn, um sich wirklich ein kritisches Surplus zu erwirtschaften. Heynes Bilder werden vor diesem Hintergrund nicht ihres ästhetischen Werts entkleidet, im Gegenteil, die Aufmerksamkeit wird noch viel mehr auf die kompositorische Komponente seiner Werke gelenkt und unterstellt sie eher einem „malerischen“ Diskurs und weniger einem „fotografischen“. Sie werden jedoch zumindest teilweise ihrem immer wieder beschworenen kritisch-reflexiven Stachel einer medientheoretischen Unterfütterung und der intelligenten Auseinandersetzung mit dem technischen Dispositiv der Fotografie und den allgemeinen Mechanismen von Wahrnehmung und Realitätskonstruktion beraubt. Genau damit wird aber diejenige Komponente fraglich, mittels derer diese Bilder ihr Kunst-Sein noch vor einer Nähe zur Malerei im für moderne Kunst üblichen Breiten stellen einer kritischen Dimension medialer Selbstbespiegelung zu begründen versuchen. Übrig bleiben leicht verschwommene Farbflecken, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Bis 23. März, Katalog/Buch (Kehrer Verlag) 30 €; heute Abend Diskussionsveranstaltung mit Jörg Heiser (*Frieze Magazine*); „Und plötzlich diese Übersicht“; Schiffbauergasse 4, Potsdam, 20 Uhr



berliner szenen

Kennen Sie Padovicz?

Oder Galle wie Leber

Neulich unterbrach ich im Café „Intimes“ neben dem gleichnamigen Kino meine Zeitungslektüre. Die Unterhaltung zweier Herren am Nebentisch war spannender. Der eine, ein Mann im Wollpullover und ganz offensichtlich ein Bayer, war außer sich. „Das geht so nicht weiter!“ – „Ohne Vertrag läuft gar nichts!“ – „Erst, wenn ich es Schwarz auf Weiß habe!“ Der andere, ein Mann im Anzug, weißem Hemd und gelber Krawatte, nickte verständnisvoll. Sie warfen mit Geldsummen um sich, als sei das Leben ein Monopoly-Spiel. „Wir waren bei 900.000 Euro angekommen und dann ging er kurz vorher mit dem Preis hoch“, schimpfte der Bayer. „Es kursieren so viele Gerüchte auf dem Markt“, bemerkte die gelbe Krawatte und fragte: „Kennen Sie Herrn Galle?“ Der Bayer schüttelte den Kopf. „Ist das Französisch?“ – „Nö. Galle wie Leber.“ Ich lachte. Die Herren nicht. Dann hechelten sie weitere Namen durch und gaben sich wichtige Tipps. „Vorsicht mit Notaren“, mahnte der Mann im Anzug. „Ich poche stets auf meinen Hausvertrag“, verkündete der Bayer. Und ich verstand, dass es um Häuser und Geld ging. Mehr aber auch nicht. Das änderte sich, als der Bayer den Anzugmann fragte: „Kennen Sie Padovicz?“ Ich wäre am liebsten aufgesprungen und hätte gerufen: „Ich kenne Padovicz!“ Dem gehört nämlich halb Friedrichshain. Das weiß ich von der Mieterberatung, wo ich jedes Jahr hingehge, weil es immer Huddelien mit der Betriebskostenabrechnung gibt. Das Haus, in dem ich wohne, liegt wenige Meter neben dem „Intimes“, und der Besitzer ist, genau, Padovicz. „Sie kennen ihn eher als knausrig?“, fragte der Bayer. „Preisbewusst“, lautete die Antwort. Diesmal lachten die Herren. Ich nicht.

BARBARA BOLLWAHN

Nie wieder auftauchen

Im Rausch der Tiefe und im Rausch des Kaufens: Das Freischwimmer-Festival setzte sechs junge Theatergruppen auf die Spur von Orgien und Selbstvergessenheit. In den Berliner Sophiensälen begann ihre Städtetournee

„Fräulein Wunder“ dankt im Kleingedruckten des Programmheftes dem Bund Deutscher PfadfinderInnen, dem FC St. Pauli und den Jesus-Freaks. Das lässt auf einen abwechslungsreichen Abend in den Sophiensälen hoffen und kam so zustande: Die freie Theatergruppe hat Anzeigen geschaltet, in denen sie Rauschexperten suchte. Das Ergebnis wurde am Mittwoch als eine der sechs Produktionen des Freischwimmer-Festivals für dieses Jahr dem Thema „Rausch“ verschrieben hat. Fünf Frauen und ein tapferer Mann tragen pinkfarbene Leggings, blaue Tops und Stöckelschuhe und zeigen in einer Art Roadmovie die Stationen ihrer Rauschreise auf Leinwand. Mit viel Körperinsatz haben sie Lachyoga geübt und in der Fanclub-Fußball-Gesänge geübt, waren im Swinger-Club und beim Schmerzworkshop. Live kommen jede Menge Aktionen und Erörterungen, Drogen- und Sexszenen dazu. Die Schauspieler tanzen sich in Trance, shoppen und konsumieren; sie diskutieren Batailles Konzept des

Rauschs und befragen immer wieder per Video zugeschaltete Experten zum Thema. Witz und Dauereinsatz der Schauspieler können nur leider nicht über eines hinwegtäuschen: Die Recherchereisen haben bestimmt viel Spaß gemacht, aber man hätte doch selbst auch gern was vom Rausch. Durch die vielen parallelen Abläufe bleibt die Distanz zu den einzelnen Aktionen groß; der Funke springt nicht ganz über. Momente, in denen der Charakter des Rauschs, seine Vielfältigkeit und die Anonymität, die dabei mitschwingen kann, klar werden, machen das aber wieder wett. Richtig nah an einen Zustand des Sich-Vergessens kommt man bei der akustischen Endlosschleife des Atemholens beim Tauchen, zu der man einen sehr leisen Text hört über die fehlenden Gründe, aus diesem Rausch wieder aufzutau-

chen. Zum vierten Mal findet das Freischwimmer-Festival statt, sechs Gruppen zeigen ihre Produktionen, in fünf Städten treten sie auf: Disseldorf, Hamburg, Zürich und Wien folgen Berlin. „Das ist eine sehr spannende Möglichkeit, sich nacheinander an einigen der wichtigsten Spielstätten für freies Theater zu zeigen“, sagt Marcus Droß, produktionsbegleitender Dramaturg der Freischwimmer. Das Festival ist dabei das Einzige, das mit Aufführungen der jungen Theatercombos arbeitet. Den Rausch erörtern die sechs Produktionen ganz unterschiedlich: So gibt es zum Beispiel ein Stück zu Arbeit und Getriebeneheit, eine theatrale Party und eine Auseinandersetzung mit der eigenen Freiheit. „Eine ganze Generation von SchweizerInnen verdankt dem Kinderbuch „Die Kanincheninsel“ die Erkenntnis, dass eine Existenz in selbst gewählter Freiheit eine zwar lebensgefährliche, aber doch höchst erstrebenswerte Herausforderung ist.“ So wird „Das große Graue“ der Gruppe Goldproduktionen angekündigt. Doch dieses Stück ist eine sehr seltsame Vorstellung. Zwei Schauspieler stecken in Ganzkörper-Hasenkostümen und haben Probleme, weil Treibjagd ist und ihre Sippe dabei nicht gut wegkommt. Wenn man nicht mehr

zehn ist, kann man naturalistisch dargestellte Hasentrauer über tote Verwandte aber nur sehr schwer teilen. Man sucht und sucht also nach Verbindungen zum alltäglichen Kampf des Künstlers, wie es im Programm-

heft steht, und findet nichts. Dann wird auch noch gesungen („Sie graben sich Gänge, untertags ist es dunkel“), und spätestens jetzt wähnt man sich doch im falschen Stück. Ein Rausch war der Theaterdoppelabend insofern nicht – aber ein paar schöne Momente waren dank „Fräulein Wunder“ drin. PATRICIA HECHT „Das große Graue“, 14. März, 21 Uhr, Sophiensäle

ANZEIGE

SPRACHE DER LIEBE
ASTA NIELSEN, IHRE FILME, IHR KINO 1910 – 1933

FILMRETROSPEKTIVE 6. MÄRZ – 13. APRIL

heute 19.30 Uhr
DER FREMDE VOGEL (1911)
ZAPATAS BANDE (1913/14)
MUSIK Die Asta Harmonists unter der Leitung von Maud Nelissen

im HAU EINS
Info 030 259 004 27 · www.hebbel-am-ufer.de